

Alltagsproblem Müll – Vom Loswerden der Dinge¹

Lieselore Sirikit Meyer

In meiner 1999 vorgelegten Dissertation ‚Alltagsproblem Müll – vom Loswerden der Dinge‘ sollte das Leben mit dem Müll am Beispiel der steirischen Landeshauptstadt Graz aufgezeigt und kritisch hinterfragt werden. Dabei wurde jedoch nur ein kleiner Teil des alltäglichen Lebens mit dem Müll behandelt, es ging um den so genannten „Hausmüll“, also um alle Dinge, die in den privaten Haushalten zu Müll werden, die man loswerden muss, um die Wohnung vor Verunreinigung zu schützen. Im Mittelpunkt standen dabei die „unspektakulären“, alltäglichen Strategien, diesen Müll loszuwerden. Dazu wurden qualitative Interviews mit Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern und mit „Müllexperten“ geführt. Zusätzlich fand eine Analyse der in den letzten Jahren von öffentlichen und privaten Stellen herausgegebenen Informationsmaterialien zum Thema „Müll“ bzw. „Mülltrennung“ und eine teilnehmende Beobachtung bei den Mülltonnen, Müllinseln und Sammelstellen statt.

In den letzten Jahren hat sich das Leben mit dem Müll verändert. Es ist komplizierter und arbeitsaufwändiger geworden, den in privaten Haushalten angefallenen Müll loszuwerden. Das hat sich anhand der Interviews mit den Befragten immer wieder bestätigt. Heute wird der Müll nicht mehr achtlos und sorglos in die nächstbeste Mülltonne geworfen, sondern in den Wohnungen und Häusern getrennt gesammelt, eventuell gereinigt, gelagert und dann zu den speziellen Mülltonnen bzw. zu den diversen Sammelstellen gebracht.

Das wohl auffälligste Merkmal für diesen veränderten Umgang mit dem Müll sind die vielen bunten Mülltonnen, die jetzt an jeder Haus- und Straßenecke zu sehen sind. Sie sind viel mehr als bloß funktionelle Sammelbehälter, sie „verstecken“ und beherbergen den Müll, sie werben für die „getrennte Müllsammlung“ und für die diversen Entsorgungsunternehmen, und vor allem dienen sie zur „Gewissensberuhigung“. Ihre Anwesenheit in der Stadt bestätigt uns täglich aufs Neue, dass wir uns um unseren Müll kümmern, dass uns die Umwelt am Herzen liegt und dass wir persönlich etwas zur Verringerung der Abfallproblematik beitragen.

Die vorliegende Untersuchung versteht sich als ein Beitrag zu einer „*Ethnologie des Mülls*“, wie sie Martin Scharfe vorschlägt.² Dabei wurde versucht, den Müll als „Sache“

in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu stellen und zu hinterfragen, wie er im Alltag wahrgenommen wird und vor allem, wie er sich auf das alltägliche Leben auswirkt, welche Probleme, Schwierigkeiten und Widersprüchlichkeiten sich beim Loswerden der zu Müll gewordenen Dinge in der Stadt ergeben usw. Denn selbst, wenn man seinen Müll den Vorschriften entsprechend getrennt gesammelt hat, ist es gar nicht so einfach, ihn loszuwerden, das haben die Gespräche mit den Befragten immer wieder gezeigt.

Bereits am Ende der 80er Jahre wurde im Rahmen von Umweltaufklärungskampagnen mit der Propagierung der „getrennten Müllsammlung“ begonnen. Getragen wurden diese Kampagnen von den neu entstandenen kommunalen Abfallberatungsstellen, von privaten Vereinen und von den Massenmedien. Sie waren höchst erfolgreich. Im Zuge dieser Kampagnen wurde das Müllproblem zu einem „Hausmüllproblem“ verengt. Es wurde also ein gesamtgesellschaftliches Problem zu einem Problem der privaten Haushalte umdefiniert und dort dann auf die Frauen abgeschoben. Sie sind ja nach wie vor zu einem überwiegenden Teil für die Hausarbeit zuständig. Jetzt haben sie noch zusätzlich den Müll zu versorgen.

Somit wurden die Verbraucher und Verbraucherinnen für die „Entsorgung“ ihres Mülls verantwortlich. Die Wirtschaftsunternehmen – die eigentlichen Müllverursacher – wurden aus der Verantwortung entlassen. Den vorläufigen Höhepunkt in dieser Entwicklung bildete die Verpackungsverordnung, die im Oktober 1993 in Kraft trat. Als Konsequenz dieser Verordnung erlebte die getrennte Sammlung von Abfällen aus dem Hausmüll einen ungeheuren Aufschwung. Jedoch wurde sie damals weder neu eingeführt noch neu erfunden. Denn die Sammlung von Altpapier, Glas, Metall und die Biomüllsammlung waren damals in Graz schon jahrelang und zum Teil jahrzehntelang üblich. Neu eingeführt wurde nur die Sammlung von Kunststoffverpackungsabfällen und Metallverpackungsabfällen.

Alle Tätigkeiten und Aktivitäten, die dazu dienen, den bereits angefallenen Müll loszuwerden, wurden unter dem Begriff „Entsorgungsarbeit“ zusammengefasst, um aufzuzeigen, dass es sich hierbei um eine äußerst arbeits- und zeitintensive Tätigkeit handelt, die von den weiblichen Befragten täglich fast unbemerkt von den übrigen Haushaltsangehörigen und unentgeltlich erbracht wird. Ihr Alltag wird ganz wesentlich vom Umgang mit dem Müll bestimmt.

Die „Entsorgungsarbeit“ umfasst aber viel mehr als die bloße Sammlung, Trennung, Sortierung und das Wegbringen des Mülls. Sie schließt z.B. auch die Informationsbeschaffung, etwa das Lesen von Zeitungen und Informationsbroschüren, mit ein. Es ist notwendig, über eine gewisse Grundinformation zu verfügen, um den Müll

überhaupt entsprechend behandeln und entsorgen zu können. Außerdem ändern sich die Entsorgungsvorschriften laufend, d. h. man muss also ständig am Ball bleiben. Zur „Entsorgungsarbeit“ gehört z.B. auch die Motivation und Information der Kinder und/oder übrigen Haushaltsangehörigen zur „getrennten Müllsammlung“. Schon diese kurze Aufzählung macht deutlich, wie umfangreich die „Entsorgungsarbeit“ in den letzten Jahren geworden ist. Sie findet sowohl im „privaten“ Bereich – also in den Wohnungen und Häusern – als auch im „öffentlichen“ Bereich – z.B. bei den Tonnen und Sammelstellen – statt. Dabei wird der „eigene“ und der „fremde“ Müll bearbeitet. Auf den ersten Blick erscheint das unwahrscheinlich, denn wer bearbeitet schon „freiwillig“ den Dreck, den andere hinterlassen haben. In den Gesprächen gaben die Befragten aber viele Beispiele dafür an, am häufigsten wurde über das Nach- bzw. Umsortieren von „falsch“ in die Mülltonnen eingeworfenem Müll berichtet.

Heute läuft die getrennte Sammlung von verschiedenen Bestandteilen aus dem Hausmüll in geregelten Bahnen ab und hat sich weitgehend eingependelt. Sie ist zur Alltagsroutine geworden.

In den Gesprächen mit den Befragten zeigte sich immer wieder, dass sie zur „getrennten Müllsammlung“ hoch motiviert sind. Sie wollen ihren Müll getrennt sammeln und damit „etwas beitragen“, wie sie es ausdrückten. Teilweise trennen sie ihren Müll viel „genauer“ als überhaupt von ihnen im Rahmen der „getrennten Müllsammlung“ erwartet wird. Die Befragten können zum Teil nicht verstehen bzw. wissen gar nicht, dass sie nur Verpackungsabfälle in die „öffentlichen“ Verpackungsmüllsammeltonnen einbringen sollen. Denn nur für die Glas-, Metall- und Kunststoffverpackungen wurden die Kosten für die Entsorgung beim Kauf von den Konsumenten mitbezahlt.

Bei der getrennten Sammlung sind kreative Lösungen oder Eigeninitiative von Seiten der Befragten kaum mehr gefragt. Im Gegenteil, sie werden sogar weitgehend zurückgedrängt. Alles ist bereits vorgegeben, die Art der Sammlung, die Sammelbehälter und die Abgabemöglichkeiten. Überhaupt lässt sich die Tendenz beobachten, dass der Umgang mit dem Müll weitgehend normiert wird. Das zeigt sich z.B. bei der Ausgabe von speziellen Sammelbehältern für den Hausgebrauch. Von den diversen Entsorgungsunternehmen wurden in den letzten Jahren z.B. der „ÖKO-BAG“, der „FETTY“ (Plastikgefäß zur Altspeiseölsammlung) und der „MÜLLI“ (kleine braune Biomülltonne) ausgegeben. Diese Sammelbehälter sollen die Bürger zur Sammlung anregen und ihnen den alltäglichen Umgang mit dem Müll erleichtern. Durch ihre Form, Größe und Beschaffenheit legen sie aber die Art und Weise, wie der Müll gesammelt werden soll, schon von vornherein weitgehend fest. Die Benutzer haben ihr Verhalten an die vorgegebenen Behälter anzupassen, die sich teilweise im alltäglichen

Gebrauch als äußerst unpraktisch und umständlich erwiesen haben. Ähnlich ist die Situation auch bei den verschiedenen von der Küchenmöbelindustrie angebotenen „Mülltrennsystemen“. Ihre Größe und Beschaffenheit entspricht oft nicht den individuellen Bedürfnissen der Benutzer. Wie die Interviews mit den Befragten gezeigt haben, erschweren diese Behältersysteme oftmals den alltäglichen Umgang mit dem Müll eher.

In den Gesprächen betonten die Befragten immer wieder, dass sie ihren Müll „freiwillig“ trennen, sozusagen aus innerster Überzeugung heraus. Obwohl die Strafandrohung für „Müllfrevler“ im Raum steht, können sich die Befragten nicht vorstellen, wie eine derartige Kontrolle in der Praxis vor sich gehen soll. Sie kennen auch niemanden, der schon einmal bestraft wurde. Die Befragten empfinden eine „moralische Verpflichtung“, ihren Müll getrennt zu sammeln. Besonders deutlich wurde das, wenn sie in den Interviews von ihren „Nachlässigkeiten“ beim Umgang mit dem Müll und ihrem dadurch verursachten „schlechten Gewissen“ berichteten.

Die „getrennte Müllsammlung“ oder besser gesagt die Verengung des Müllproblems auf ein „Hausmüllproblem“ ist jedoch ein zweischneidiges Schwert: Einerseits gehen die Befragten jetzt anders mit ihrem Müll um, sie wissen um seine Gefährlichkeit und Umweltschädlichkeit, auf der anderen Seite trägt sie dazu bei, den herrschenden Umgang mit den Dingen (ihre schnelle Aneignung und ihr schneller Verbrauch) zu legitimieren und sogar noch auszubauen. Nach dem Motto: Die Sorgen sind unbegründet, wir können so weiter machen wie bisher, jetzt wird der Müll sogar „recycelt“.

Was dann aber wirklich mit dem getrennt gesammelten Müll geschieht, bleibt für die Befragten völlig im dunklen. Sie „hoffen“ jedoch, dass er wiederverwertet wird, wie sie in den Gesprächen immer wieder betonten. Für sie ist die „getrennte Müllsammlung“ also zu einer „Glaubenssache“ geworden. Sie müssen sich auf die Versprechungen der Entsorgungsunternehmen verlassen. Trotz ihrer Zweifel, die sie in den Interviews immer wieder äußerten, sind sie von der Sinnhaftigkeit der „getrennten Müllsammlung“ überzeugt. Sie wollen daran glauben, weil es für sie die einzige Möglichkeit ist – ohne ihr Verhalten grundlegend verändern zu müssen – selbst etwas zur Verringerung der Müllproblematik beitragen zu können.

Durch die „getrennte Müllsammlung“ wurden die Bürger und Bürgerinnen weitgehend entmündigt. Sie haben ihren Müll entsprechend den Vorschriften zu sammeln. Eigeninitiative und kreative Lösungen waren kaum gefragt, und die zaghaft aufkommenden Versuche zur Müllvermeidung wurden sozusagen im Keim erstickt – obwohl die Müllvermeidung in den diversen abfallwirtschaftlichen Gesetzen und Verordnungen als oberstes Prinzip festgeschrieben ist.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich jedoch nicht nur mit den Abfällen aus den privaten Haushalten, die über die diversen Mülltonnen und Müllsammelcontainer entsorgt werden, sondern mit allen in den Haushalten anfallenden festen Abfällen, also z.B. auch mit dem Sperrmüll, den Problemstoffen, dem Grünschnitt usw. Für alle diese Abfälle gibt es spezielle Entsorgungsmöglichkeiten, die den Befragten bekannt sind und von ihnen genutzt werden.

Es wäre aber ein Irrtum, anzunehmen, dass die Befragten alle Dinge, die sie loswerden wollen, sofort zum Müll geben. Sie haben unzählige, sehr individuelle Strategien entwickelt, um Dinge, die sie als „*noch brauchbar*“ erachten, loszuwerden. Diese Dinge werden an Bekannte und Freunde verschenkt, an karitative Organisationen abgegeben oder für Bedürftige bereitgelegt. Dabei ist es den Befragten jedoch sehr wichtig, dass sie noch von jemandem weiter genutzt werden, der sie „*brauchen kann*“. Oder sie nutzen sie selbst um. In den Interviews berichteten sie von unzähligen Umnutzungsstrategien, z.B. werden Joghurtbecher für die Aufbewahrung von Nahrungsmitteln verwendet oder Verpackungsabfälle als Sammelbehälter für den Müll genutzt. Die Befragten sind diese unspektakulären Umnutzungen gewohnt und machen sie ganz automatisch, obwohl sie aus wirtschaftlichen Gründen nicht notwendig wären. Ökologische Überlegungen spielen dabei für sie nur eine sehr untergeordnete Rolle. Die vielgelästerte „Wegwerfmentalität“ konnte im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht empirisch belegt werden.

Der Müll macht sich in unseren Wohnungen, Häusern und Städten breit und erobert sich immer neue Orte. In fast allen Räumen befinden sich heute Müllbehälter. Dabei werden sie von den Befragten so aufgestellt, dass sie „*nicht stören*“, d. h., dass sie möglichst wenig auffallen. Ja, sie werden richtiggehend „versteckt“, in Ecken und Nischen, am Boden oder hinter Topfpflanzen, in Kästen, in Lagerräumen usw. Trotzdem sind sie da! Ein Effekt der „getrennten Müllsammlung“ besteht darin, dass die Befragten ihren Müll, egal ob es sich jetzt um Papier, Biomüll, Verpackungsmüll, Restmüll, Sperrmüll oder Problemstoffe handelt, länger in den Wohnungen und Häusern lagern. Die Befragten warten, bis eine nennenswerte Menge zusammengekommen ist und sich das Wegbringen lohnt. Während der Müll in den Häusern und Wohnungen nicht „sichtbar“ sein soll, soll er in der Stadt auffallen, allerdings nur unter genau festgelegten Bedingungen. Er muss sich an den ihm zugewiesenen Orten, den Mülltonnen bzw. Müllinseln und Sammelstellen befinden, denn nur dort wird er geduldet. Wenn er sich an diesen Orten befindet, ist er sozusagen „gebändigt“ und nicht mehr bedrohlich. Er ist aber immer noch da! Jedoch gelingt es uns, ihn zu „übersehen“.

Das ändert sich dann aber schlagartig, wenn er die ihm zugewiesenen Orte zu verlassen beginnt, d. h. wenn die Tonnen überquellen und/oder sehr verschmutzt sind,

oder der Müll „wild“ in der Stadt, auf Gehsteigen, in Parkanlagen usw. abgelagert wird. Wenn er sich über die ihm zugewiesenen Orte auszudehnen beginnt, beginnt er zu stören. Weil er sich in unsere Erinnerung zurückruft...

¹ Im Folgenden handelt es sich um das Resümee meiner 1999 am Institut für Volkskunde/ Europäische Ethnologie (jetzt: Volkskunde und Kulturanthropologie) der Universität Graz vorgelegten Dissertation: *Lieselore Sirikit Meyer: Alltagsproblem Müll – vom Loswerden der Dinge. Leben mit dem Müll am Beispiel der Landeshauptstadt Graz.* Graz 1999.

² *Martin Scharfe: Wie die Lemminge.* Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todestriebdebatte. In: Rolf W. Brednich u. Walter Hartinger (Hgg.): *Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses.* Passau 1993. Teilband I. Passau 1994, 271-295, hier 283.

